



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von **Marlise Sonneborn**

17. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

! Holm schüttelte den Kopf.

„Ich verstehe nichts — nichts. Brigitte sollte — freiwillig — einen einzigen Tag — mich in dieser nagenden, zehrenden, markerschütternden Angst um ihr Schicksal gelassen haben?“

„Bedenken Sie — die Jugend und Unwissenheit Ihrer Tochter. Sie ahnt wohl kaum, welche Sorgen und Nothe ihr Verschwinden heraufbeschworen. Wir haben uns erlaubt, ihr Zeitungen — vorzuenthalten. Sie hat auch nach keiner gefragt. Und dann — die eigenartigen Umstände.“

In Solm war nichts wie Haß und Zorn.

Doch zugleich erkannte er die Nothwendigkeit, alles genauer zu erfahren.

„Sehen wir uns“, grollte er, gebändigt durch den Willen, klarer zu sehen. „Und beantworten Sie mir einige Fragen!“

„Warum haben Sie das Mädchen entführt?“ fuhr er fort, als man sich in den friedfertigen Sesseln gegenüberlag.

„Ich hatte erfahren, daß ein junges Mädchen einen Gegenstand besäße — oder zu besitzen gheine — nach dem ich seit fast 30 Jahren suche. — Suche? — Fabel! — Ich ließ sie unauffällig beobachten — und beabsichtigte zunächst, ihr den Gegenstand abzukaufen. — Als sie sich weigerte, ihn mir abzulassen . . .“

„Was ihr gutes Recht war.“

Ganz ohne Zweifel. Als ich ihn auf diese Weise nicht bekam, beauftragte ich meine Leute, mit List und Gewalt den Gegenstand an sich zu bringen — eventuell sich sogar der Person des Mädchens zu bemächtigen. Ich wußte nichts von Namen und Herkunft der Dame — dachte an eine kurze Internierung — eine reichliche Entschädigung. Unglücklicherweise zeigte die junge Dame eine unbeugsame Hartnäckigkeit den Leuten gegenüber — behauptete auch, nun erst recht nicht — den Gegenstand ausliefern zu wollen.“

Der Senator nickte beifällig.

„Aber das Allerschlimmste war, daß sich herausstellte, es handle sich nicht um irgendein fremdes, gleichgültiges Wesen, sondern um eine Verwandte meines politischen Gegners, des Lord Windermere. — Malen Sie sich selbst aus, welche Komplikationen sich für mich aus dieser Situation ergaben. Meine Leute hatten sehr dumm gehandelt, sich nicht vorher zu informieren. Jetzt“, fuhr der Herzog fort, nachdem er vergeblich auf irgendein Zeichen der Stellungnahme von Holm gewartet, „ergab sich die Notwendigkeit, die junge Dame verschwinden zu lassen, bis die Wahlen getätigt seien.“

Stellen Sie sich vor, was es für mich — und ich stehe für meine Partei! — bedeutet hätte, wenn es herausgekommen wäre, daß ich . . .“ — Gonsle räusperte sich. — „Es gelang, die ausstommenden Gerüchte zu erdrücken. Wiedermere selbst glaubt heute nicht mehr an meine — meine Einwirkung in der Angelegenheit des Fräulein Holm — glaubt höchstens, daß man meinen Namen und meine Eigenarten mißbraucht hat — um ein Verbrechen zu begehen. Ihr Fräulein Tochter hat es — seien Sie dessen versichert! — nicht schlecht gehabt. Sie hat auf einem meiner Schlösser — in Gesellschaft meines Sohnes — betreut und bewacht von meinem Diener — den ich erst heute morgen in Köln getroffen und mit ins Lustschiff genommen habe — nichts entbehrt als eben . . . Nun aber — ja — hat man auf Veranlassung der Polizei, wie auf meinen anderen Besitzümern, auch auf Monplaisir nach ihr suchen lassen — und da — seit jamerweise! — Ihre Tochter und mein Sohn sich sehr ähneln, hat man geglaubt — ohne weitere Überlegung schlechthin geglaubt —, daß sie — die Schwester des jungen Carl Rudyard — meine Tochter — sei Glaubte es in Frankreich! Aber in England lächelt man über das galante Abenteuer meines Sohnes. — Meinethwegen! — Aber: es ist Ihre Tochter, die man dort eines Tages entdecken wird, die sich vor den Fremden — wenn auch nur durch Stillschweigen — zu ihm bekannt hat. Wer wird die Dinge noch glauben, so wie sie wirklich sind — wenn man das erfährt? Ich, persönlich, könnte mich ja freuen. Die unbedachte — wenn auch großherzige Handlungsweise Ihrer Tochter rettet mich — vor vielem. Aber auch ich möchte Ihre Tochter nicht in Angelegenheiten kommen lassen — durch ihre Großmut — und deshalb — bitte ich um die Hand Ihrer Tochter für meinen Sohn.“

Aus Holms Innern rang sich nach minutenlangem Schweigen nur ein Empfinden zur Klarheit empor und kristallisierte sich in den Worten:

„Ich verstehe das Mädchen nicht!“

Und dann, als Goyle schwieg:

„Oder — handelt es sich um einen Bluff? Wer sagt mir, daß ich Ihnen trauen kann? Glauben? Daß Sie überhaupt auch nur der, der zu sein Sie vorgeben — wirklich sind?“

Der Herzog griff in seine Tasche und reichte Holm ein paar Papiere. Holm winkte ungeduldig ab.

„Was ist mir selbst mit einem Personalausweis ge-
dient? Gibt er Aufschlüsse über den Charakter eines
Menschen? In was für Verhältnisse wollen Sie meine
Tochter bringen?“

„Mein Sohn hat eine jährliche Rente von fünfzig.

taufend Pfund — also von einer Million Mark — zu verzehren.“

„Das ist — nicht wenig“, machte Holm voll Hohn. Goyle verstand das nicht — oder wollte es nicht verstehen.

„Es ist gewiß nicht wenig — aber Henry hat noch nie Schwierigkeiten gehabt, seine Jahresrente unterzubringen. Und Ihrer Tochter ein gutes und auskömmliches Toilettegeld zu sichern, würde mir ein Vergnügen sein. Wenn ich . . .“ den Prozeß gewinne, wollte er fortfahren, aber er besann sich: mit diesen Träumen sollte es ja ein Ende haben.

„Meine Tochter ist keine Bettlerin und braucht ihr „Toilettegeld“ von keinem anderen anzunehmen als von mir — eine Million freilich kann ich ihr noch nicht einmal zur Mitgift überlassen, geschweige denn als Toilettegeld — aber“, und plötzlich verließ ihn die mühsam bewahrte Selbstbeherrschung und er wurde vor ausbrechendem Jähzorn puterrot im Gesicht — indessen seine Stimme zu wahren Donnergrollen anwuchs — „aber glauben Sie, daß mir Ihre jämmerlichen Pfunde imponieren? Einen Kerl soll meine Tochter haben — einen Menschen mit Herz, Gemüt und Charakter — ja ja — das vor allem: Charakter! Wollen Sie dies unselige Medaillon, das meine Frau in die Familie gebracht hat? Nehmen Sie es hin, sobald ich meine Tochter — unverfehrt an Leib und Seele — wiedererhalten habe! — Aber meine Tochter? Meine Tochter ist mir, weiß Gott — zu schade — zu schade . . .!“

Goyle bezwang sich mit wahrhaft bewundernswerter Selbstbeherrschung.

„Darf ich Ihnen Ihre Tochter — zeigen?“

„Sie ist — tatsächlich — hier?“

„Nur im Bild! — Erlauben Sie!“

Er rief und Jim trat ein.

„Den Film“, befahl Goyle mit gedämpfter Stimme.

„Film?“ wiederholte Holm entsetzt.

Aber dann hatte Jim geschickt und schnell alles bereitet und — also wirklich! — das war Brigitte.

Die Bilder waren nicht groß, aber gut und klar — und vor allem, man sah sofort: nicht gestellt — aufgenommen ohne Wissen der Beteiligten.

Was Holm erblickte, war zuerst ein junger Mann mit einnehmendem, offenem Gesicht, der unruhig auf einer Terrasse hin und her ging — er schien zu warten.

Dann kam Brigitte.

Schlank, mit einfacher Eleganz gekleidet — gesund, strahlend.

Händeschütteln, grüßende Augen — verlegenes und doch fröhliches Erzählen des jungen Mädchens —, augenscheinlich hatte es sehr lange auf sich warten lassen.

Dann stiegen beide die Treppe hinunter.

Ein anderes Bild.

Dieselben jungen Menschen in Korbsesseln, unter leise säuselnden Palmen. Zwischen ihnen: ein leichter Tisch. Auf dem Tisch: ein gewaltiger, scheinbar etwas defekter Foliant.

Sie blätterten — lasen hie und da — sahen sich fragend an und vertieften sich von neuem in die Lektüre. Das sah nach ernsthafter Arbeit aus. Es gefiel Holm wider Willen. Ja, das war Brigitte: vernünftig, beschäftigt, reell . . .

Der junge Mann? Was das Wunderbarste war — er glich Brigitte also wirklich. Weniger vielleicht die Züge —, aber da war ein gewisses Etwas, das wirklich glauben ließ, die beiden seien Geschwister. Die ähnliche Haartracht? Der Ausdruck der beiden gleich schmalen, gleich rasierten Gesichter? Die Bewegungen der sportgeschulten Glieder? Es war schwer zu sagen.

„Familienähnlichkeit“ — dachte der Senator —, und verbesserte sich doch gleich: „Unsinn — woher sollte die kommen?“

Wieder wechselte die „Szene“.

Der junge Mensch im Reitdreh. Brigitte daneben — zwei schöne Pferde wurden vorgeführt — von eben dem Jim, der jetzt vorsichtig, aber nicht ungeschickt, den Apparat bediente.

Holm sah Brigitte zum ersten Male im Reitdreh.

„Donnerwetter — schneidig . . .“, dachte er anerkennend.

Sie gab sich harmlos und natürlich — zeigte, man sah es, ganz unbewußt, aber sehr herzliche Zuneigung zu ihrem Partner.

Dieser hielt sich — bei aller strahlenden Freude, die aus seinem Antlitz leuchtete — ein wenig reserviert. Es wurde ihm vielleicht nicht gerade leicht, denn unversehens — durch einen Blick, ein Lächeln, eine zarte Bewegung — verließ er auf Sekunden seine strenge Haltung und gab sich einer deutlichen Sympathie hin. Aber er korrigierte sich sofort . . . wurde formell, zurückhaltend, nichts als außerordentlich hochachtend.

Dann folgten eine Reihe weniger gelungenen und undeutlicher Aufnahmen — zuletzt noch eine sehr erheiternde.

Vor der Terrasse hielt ein Auto, man sah Henry Clifford in mäßiger Eile die Stufen herabsteigen — Jim öffnete den Verschlag, und heraus stieg ein weibliches Wesen — in der Tracht längst verflossener Jahrzehnte — halb Dame, halb Dienerin — mit einem Gesicht, das so strenge moralische Grundzüge andeutete, daß niemand mehr an der Geborgenheit Brigitte Holms in jeglicher Beziehung zweifeln konnte.

Auch sie schien jetzt im Bilde. Etwas zweifelnde Miene. Nicht ohne vorsichtiges Mißtrauen durch Gesichtsausdruck und Haltung anzudeuten. Das Händeschütteln der beiden Damen stieg nur wenig über den Nullpunkt der Herzlichkeit.

Man schickte sich an, die Stufen der Treppe hinaufzusteigen. Die ehrwürdige Person ging sehr festen Schrittes voran. Da hielt Brigitte ihren jungen Freund am Rockärmel zurück und schnitt — mit einem Blick auf die Neuangekommene — eine so eindeutige und bubenhafte Grimasse, daß Holm hell aufschaute. Aber rasch gewann er seine argwöhnische Haltung wieder.

„Wer — hat die Bilder gestellt?“

„Gestellt, Herr Senator? Das ist Natur! Sie empfinden es selbst. Eine erstklassige Filmgesellschaft hat mir ihren geschicktesten Operateur gesandt, der monate- und jahrelang im Urwald das Leben wilder Tiere belauscht hat und es versteht, Aufnahmen zu machen, ohne von den Wesen, die er in seine Kamera nimmt, bemerkt zu werden. Weder Henry noch Ihre Tochter ahnten . . .“

„So — so! Also von einem Operateur, der das Leben wilder Tiere belauschte. Hm. Recht nett. Aber was soll mir das Ganze . . .?“

„Sie sollen sich“, rief Goyle in seinem unvermerklischen Englisch, „überzeugen, daß Ihrer Tochter kein Leid geschehen ist.“

„Das — mit dem Badeanzug ist also Bluff?“ fragte Holm in sachtlich knorrigem Deutsch.

Goyle errötete über und über.

„Es . . . Ich . . . Sie . . . werden verstehen, daß ich Ihr Fräulein Tochter bat, ihre Toilette zu vervollständigen. Sie — ist . . . in allen Dingen mein Gast.“

(Fortsetzung folgt.)

g.

Immer wieder — — —

Zwischen Morgenrot und Abendröte
Brennen viele tausend Tageshellen,
Stehen hohe, heilige Himmelsblauen,
Segeln silberweiße Wollenschiffe —
Laut und leise tönen Lebenslieder.

Zwischen Abendrot und Morgenröte
Ziehen schwarzer Nächte müde Schatten,
Irren zuckend blauer Blicke Flammen,
Schlagen dunkler Vögel schwere Flügel —
Klagend klingen sehnsuchtsvolle Stimmen.

Immer wieder ist's ein goldner Schimmer,
Immer wieder sind es rote Rosen,
Die des Tages jungen Scheitel kränzen,
Und mit ihren sanften Purpurbränden,
Feierlich den Saum der Nacht beglänzen.

Minna von Konarski.

Margot verabschiedet sich.

Skizze von Joseph Rud-Fürstensefeldbrud.

Sie begegnen sich täglich morgens kurz vor acht Uhr, fast immer an der gleichen Stelle. Rudolf geht in die Vorlesung auf die Universität und sie — so vermutet er wenigstens — in irgend ein Büro.

Das hübsche Mädchen gefällt dem Studenten, und er möchte es längst gerne ansprechen, aber er verschiebt den Entschluß dazu von einem auf den anderen Tag. Nicht etwa aus Angst, sondern aus dem unbestimmten Gefühl heraus, die tägliche Freude — er freut sich tatsächlich jeden Morgen auf die kurze Begegnung — könnte sich in eine Enttäuschung verwandeln, die Wirklichkeit vielleicht nicht so schön sein wie das Wünschen und die Erwartung. Er weiß ja auch nicht, ob sie ihn überhaupt beachtet; sie sieht ihn allerdings immer voll ins Gesicht, aber das sind ja nur Sekunden, und vielleicht macht sie das bei allen Leuten so.

Diese und ähnliche Bedenken halten Rudolf immer wieder von einem Ansprechen auf der Straße ab. Aber schließlich wird der Wunsch, sie kennen zu lernen doch so stark, daß er sich eines Tages fest vornimmt, sie bei der nächsten Begegnung anzuhalten und zu begleiten.

Am nächsten Morgen aber begegnet sie ihm nicht. Er wartet lange, aber sie kommt nicht. Auch die folgenden Tage nicht. Rudolf wird ernstlich unruhig: Vielleicht ist sie krank. Er ärgert sich über seine Säumigkeit: Hätte er sie doch ein paar Tage früher angesprochen, so wüßte er wenigstens, wie sie heißt und wo sie wohnt. Nun weiß er aber gar nichts. Er muß immer daran denken, daß sie ihn vielleicht braucht. Margot hat er sie für sich gekauft, weil sie dunkel ist, schwarze Haare hat und Augen, die seltsam in ihrem immer bleichen Gesicht stehen. Sie blickten — wie es ihm jetzt nachträglich vorkommt — ihn jedesmal erwartungsvoll an, besonders noch bei der letzten Begegnung.

Er trifft sie auch die nächste Woche nicht. Rudolf wird ernstlich besorgt, er versäumt die Vorlesungen und treibt sich immer in der Nähe der Stelle herum, an der sie ihn täglich begegnet war — aber alles umsonst, er sieht sie nicht mehr.

An einem regnerischen Nachmittag — es sind zwei Wochen seit der letzten Begegnung — bleibt er zu Hause, um die versäumten Vorlesungen nachzuschreiben. Er rückt den Tisch näher an das Fenster und schreibt — schreibt — schreibt —

Als er einmal von seiner Arbeit aufblickt, sieht er in der kleinen Nische am Fenster — Margot sitzen. Er ist darüber merklich verwirrt, gar nicht erstaunt, sieht auch nicht auf, um sie zu begrüßen, sondern tut, als wäre sie eine alte Bekannte. Er sagt nur: „Das ist nett, daß Sie einmal zu mir kommen. Ich habe Sie schon lange erwartet.“

Sie erwidert ganz leise: „Ja, wenn Sie nicht zu mir kommen, muß ich eben zu Ihnen gehen. Eigentlich bin ich ja nur gekommen, um von Ihnen Abschied zu nehmen.“

Nun erschrickt er doch etwas: „Wollen Sie denn verreisen?“ Sie nickt.

Rudolf meint betrübt: „Nun haben wir uns so lange nicht mehr gesehen, und jetzt wollen Sie schon wieder fort. Auf wie lange denn?“

„Ich glaube, auf sehr, sehr lange.“

Da kommt ihm ein guter Einfall: „Darf ich Sie nicht begleiten?“

Sie schüttelt den Kopf: „Das wird nicht gut gehen. Es ist keine schöne Abreise; und wie der Weg ist und das Ziel, weiß ich auch nicht.“

Er versteht sie nicht und will eben fragen, wohin sie eigentlich reise, da steht sie plötzlich auf, geht auf ihn zu, gibt ihm die Hand und sagt: „So, jetzt ist es höchste Zeit, daß ich gehe. Leben Sie wohl und denken Sie manchmal an mich! Ich habe auch immer viel an Sie gedacht.“ Sie küßt ihn auf den Mund und geht leise zur Tür hinaus.

Merkwürdigerweise bleibt Rudolf wieder sitzen und gibt ihr nicht das Geleite. Er tritt nur an das Fenster und sieht, wie das Mädchen eilig die Straße hinabgeht und unten bei der Brücke ein Haus betritt. Dann will er sich wieder auf seinen Platz setzen, stößt aber dabei an den Tisch. Es gibt einen lauten Knack — und Rudolf fährt aus tiefem Schlaf in die Höhe. „Ja, was — was ist denn eigentlich los?“ sagt er noch ganz benommen vor sich hin. Er sieht umher und merkt, daß er im Schlaf einige Bücher vom Tisch gestossen hat. Während er sich bückt, um sie aufzuheben, fällt ihm mit einem Male der ganze Traum wieder ein. Er kann ihn sich aber nicht erklären und tritt gedankenvoll an das Fenster.

„Was hat das alles nur zu bedeuten?“ Er blickt sinnend in den weitergrauen, düsteren Wollenhimmel. Plötzlich fährt ihm ein kalter Schauer über den Rücken: Soll das ein Abschied für's Leben sein? Ist sie gestorben?

Ein Poltern auf der Straße läßt ihn hinabbliden. Ein Wagen fährt vorüber — Rudolf sieht mit Entsetzen, daß es ein schwarzer, geschlossener Wagen ist, ein Totenwagen. Er fährt die Straße hinunter, der Brücke zu. Rudolf sieht einige Augenblicke wie gelähmt, dann läuft er aus dem Zimmer, aus der Wohnung,

die Treppe hinab, auf die Straße. Der schwarze Wagen fährt in einiger Entfernung vor ihm, langsam und polternd. Rudolf sieht, wie er an einem Haus bei der Brücke hält. Es ist das gleiche, in das er Margot in seinem Traum vom Fenster aus hinein gehen sah.

Rudolf wartet gegenüber unter einer Menge anderer Leute. Es ist nicht nötig zu fragen, wer gestorben ist, er erfährt aus den Gesprächen der Umstehenden: „Das arme Mädchen, so jung noch und schon sterben müssen!“ — „Was hat ihr denn gefehlt?“ — „Auf der Lunge hat sie es schon jahrelang gehabt. Vor vierzehn Tagen bekam sie einen Anfall, seitdem wurde es immer schlechter, und vorhin ist sie gestorben.“

Aus der Haustür treten vier Männer, die einen Sarg tragen und ihn in den Wagen stellen, der langsam und polternd weg fährt. Ein Geistlicher geht betend hinterdrein.

Rudolf wandelt in einiger Entfernung wie betäubt hinterher; er denkt nur: Wie sonderbar, daß man als tot noch so laut und lärmvoll durch die Straßen fahren muß! Man hätte es doch eigentlich verdient, jetzt ungestört schlafen zu können.

Als er sein Zimmer betritt, ist es fast ganz dunkel. Es fröstelt ihn. Nicht! Er dreht am Schalter. Weiße Helligkeit fällt den Raum. Auf dem Tisch liegen noch die Bücher und Kolleghefte vom Nachmittag. Nur wenige Worte sind eingetragen, auf denen er dann einschläft.

Er taucht die Feder in die Tinte und schreibt in die Mitte der nächsten Seite seines Heftes: „Warum geht manches so und nur so und läßt sich durch nichts, durch keine Macht der Welt mehr ändern?“ Dann trocknet er die Schrift sorgfältig ab und schließt das Heft.

Kampf im Busch.

Von Heinrich Weis.

Aber die Steppe blaut ein heißer, erbarmungslos sengender Tag. Kein Windhauch blättert in den Kronen der alten Schirmatazien, dürr, fast verbrannt, weilt sich die grasige Hochebene; Hitzeschwaden lassen die Luft über gelbgrauem Dorngehege des Buschs erzittern. Von der Glut bedrückt, suchen selbst die Bewohner dieses Tierparadieses den spärlichen Schatten, die Zebbras, deren gestreifte Leiber sich langsam ähend vorwärtschieben, die Gnauherde und die Giraffen, die auf den hohen Beinen stehend wie wunderliche Urgeißhöpfe mit Riesenhals und kleinen Köpfen im Laubwerk der Baumpitzen Futter suchen. Das Schweigen hängt über der Landschaft mit dem Schein eines trügerischen Friedens, vergessen ist unter der schwülen Mittagssonne der ewige, heimlich-erbitterte Daseinskampf. Auch der Löwe, der starke Würger der Herden, liegt im Dickicht irgendwo, zur Sonne blinzelnd in tragem Halbschlaf.

Die Ferne scheint fast den Atem zu verhalten, alles Leben erschlafft, laß wie der Wind; aber leise auf Kakenpfoten schleicht durch den Busch die Gefahr. Vorsichtig tappend äugt auf Beute der gelbe, schwarzgefleckte Leopard. Nach Opfern lugt er, die träumende Stille mit falscher Sicherheit einlullt. Er hat am vorangehenden Tage kein richtiges Schmausen gehabt, er ist alt geworden und fühlt nun zum ersten Male ungewohnten Widerstand von Tieren, die sonst seiner Brante hilflos anheimfielen. Noch in der Erinnerung füllt ihn mit wütendem Grimm die Niederlage gegen den kräftigen Zebrahengst. Er hatte, unverhofft aus der Deckung brechend, das Tier angesprungen, das laufend vor der Herde stand, das pralle Rückenfell, die glänzenden Schenkel verhießten üppige Mahlzeit, aber die mächtig ausfeuernden Hufe schleuderten ihn ab, ein harter Schlag beulte ihm gegen den Schädel, und ehe er sich versah, schwand vor ihm die Flucht der Zebbras in rasendem Galopp. Mißgestimmt war er zur Ruhe gegangen, hungrig erwachte er und grimmig-wild. Und während sein Gaumen nach dem zarten Rückenfleisch einer Antilope verlangte, schlägt er geschmeidig Bogen durch das kaum unter seinen Schleichtritten knadende Holz.

Um einen Baum ringelt, satt schlummernd, eine schwarze Schlange. Ein Vogel stößt breitflügelig aus wippendem Geäst. Der Leopard lauert, Kreischen und Schimpfen gelst in seine horchende Aufmerksamkeit; er weiß, eine Affenfamilie tummelt durch die Dickung. Keine Beute zwar, nach der es ihn lockt, doch immerhin ein Bissen für den hungrigen Schlund; leichter zu erlangen als Gazelle oder Hartbeest in schnaubend atemloser Jagd. Und auch in seinen Sprunggelenken sitzt die Trägheit der Sonnenschwüle, er möchte sich in den Busch strecken, wäre nicht der Hunger, der vorwärts treibt. Vorsichtig steuert er den plärrenden Stimmen zu und erkennt schon die Ursache des erregten Lärms. Ein Affenjunge ist der Hut der Herde entlaufen, ein junger Bavian hüpfst komisch ungelent durch den Busch, spielend scharrt er im Grund zwischen verhedderten Ranken. Der Kleine ahnt nichts vom Tod, der zum Sprung duckt,

Schnellend über ihn fällt, den zuckenden Körper begräbt. Mit dem Blut und dem Leben entquillt ihm noch ein letzter, spitzer Schrei. Der Leopard zerreißt mit Branke und Zähnen das Opfer. Aber ehe er noch das Mahl beginnt, huscht es rings aus den Büschen mit Schreien und Fauchen, fällt ihn an, spitze Zähne schimmern, lange Krallenarme greifen, Angst und Rachelust für das Junge gibt der Herde Kraft zu gesammeltem Angriff gegen den drohenden Feind. Der Leopard stößt vergebens sein wütendes Brüllen ringsum über die hüpfenden Schatten, die ihn umstellen, von allen Seiten packen, beißen, zerren. Es hilft nichts, daß er sie abschüttelt, faucht und schnappt und mit der Branke schlägt, immer wieder springen sie an, klammern an Schwanz und Nacken. Er muß das Feld räumen, wirft mit heftigem Brüll die Zubringlichen ab und entleert zerzaust mit wenigen Springen ins Dickicht.

Bösnurrend umtreibt er die Kampfstätte. Endlich ist es still geworden, die Affenherde hat sich verzogen. Die Beute muß für ihn übrig geblieben sein, wenn ein Happen nur für den ärgsten Hunger. Er äugt durch die Büsche, da haben sich neue Teilnehmer angeladen zur Mahlzeit gesunden; Hyänen raufen um die Beute, tückisch blitzen die Lichter in den spitzen Köpfen. Knochen knarren unter dem Biß der schaumigen Mäuler. Noch einmal wirft sich der hungrige Leopard in den Kampf, sein Gebrüll flacht auf, aber auch die Hyänen weichen nicht. Er schlägt mit einem Brankenhieb die erste, aus spitzen Schnauzen geißert gegen ihn die Rut der anderen. Wirt vernäht ballen sich die gefleckten Leiber im trachenden Busch, über sie schwingt der Ramm ihres Kampfes mit bellendem Heulen der Hyänen, dunklen Jaulen und Grollen der gereizten Großkatze. Der Leopard schnappt nach rechts und links mit aufgerissenen Rachen, der Schweiß peitscht den Boden, freijend muß er sich drehen, denn von allen Seiten verbeißt sich hungrige Rut der Gegner in sein Fell. Er fählt sich unterliegen, wieder vertreibt ihn die Übermacht, und wild sich schüttelnd räumt er abermals den Platz, während die Sieger an den Beuterecken und am Fleisch der gefallen eigenen Kameraden die Kannibalenmahlzeit beginnen.

Die Sonne neigt sich, rötlich angestrahlt sind die fernen Berglämme. Dämmerung wächst aus den Schatten der Baumkronen, weht über die Steppe mit seinen, bläulichen Schleiern. Noch immer pirscht der Leopard hungergrimmig durch das Holz. Der Wasserstelle zugewandt, nimmt er Witterung von Gazellen, die hier noch am Rande des Buschs grasen mögen. Er schleicht tastend vorwärts mit spürender Nase, der Geruch des Wildes erfüllt seine Sinne; die Hiere, endlich zum Schmaus zu kommen, läßt ihn gewohnte Vorsicht vergessen, er wittert nur die Beute, nicht die Nähe des weißen Jägers, der hinter der ersten breitwirmigen Akazie im Anschlag steht.

Auch der Jäger weiß nichts von der Raubtate, die auf Wurfweite entfernt im Gestrüpp duckt, das anmutige Bild vor ihm hat seine Aufmerksamkeit so ganz gefangen, daß er den Hahn der Büsche zu lösen vergaß. Er ist Neuling in Afrika, zum ersten Male sieht er die zierliche Grazie der Rehgazelle, und es dauert ihn um das Tier, das seiner Kugel zum Opfer fallen soll. Nun tritt hinter dem einen ein zweites in den Bereich der Büsche, ein Junges hüpfte neben ihm. Laufend heben sich die feinen Köpfe, in der letzten Sonne blinken die großen, schönen Lichter. Das Kleine umtollt die Eltern mit sorglosen Sprüngen, die Alten schauen im Asten immer wieder auf, horchen und wittern, die Mutter bläht dem Kinde, wenn es zu ihr drängt, zärtlich den warmen Atem auf das Fell. Der Jäger zaudert: Er hat die Jagd begehrt, jetzt scheint sie ihm elender Mord der Schönheit, die ihn mit den geschmeidigen Bewegungen der arglosen Tiere erfreut. Der schwarze Jagdhelfer zu seiner Seite blüht erkannt. Er kann nicht begreifen, daß der Fremde, den er den weiten Weg durch die Steppe führte, nun zweifelnd sich bedenkt, die gute Beute zu erlegen.

Die Büsche liegt unterm Rinn des Schühen, der Finger krümmt sich am Hahn, aber immer noch zögert der Schuß. Da plötzlich fahren die Gazellen auf, drehen kurz um, schnellen hoch in federndem Sprung; das Junge zwischen den Eltern gedeckt, pressen sie dicht an dem Baum des Jägers vorbei in rauschender Flucht. So rasch geschah es, daß der Weiße kaum faßt, was sich begibt, als ein Warnruf des Schwarzen ertönt, zugleich das Gebüsch vom Rachenprung auseinanderlegt und hinter den Fliehenden der schnelle Leopardeneiß im Büschenlicht steht. Da tracht die Fintie, halb unbewußt tut der Jäger den Schuß, vielleicht in einer Regung, den verfolgten Gazellen zu helfen, vielleicht in heimlicher Beschämung vor dem eingeborenen Begleiter, nicht ohne Beute heimzukommen. Der Körper des Leoparden vor ihm zuckt wie unter einem Peitschenschlag, wendet sich sprungbereit gegen den unverhofften Angreifer, die Lichter glühen, der Rachen klappt fauchend, als ein

zweiter Pulverbüß ihn anfährt, daß er hochschnellend in sich zusammensinkt, noch einmal mit den Pranken schlagend zur Seite rollt, die sehnigen Gelenke gelöst im Sterben. In seinen letzten Blick dunkelt, rotüberloht, die abendliche Steppe. Der Jäger aber springt vor, sieht stolzen Auges den unerwarteten Gewinn, den ihm der Zufall in die Hand gespielt, und auf den toten Leoparden den Fuß gesetzt, schwingt er den Hut im Jubel seiner ersten afrikanischen Jagdbeute.

Mensch und Baum.

Parabel.

Ging ein Mensch durch den braunen Wald, ein Dichter. Er verstand die Sprache der fallenden Blätter und verlassenen Zweige.

Sprach der Mensch zum Baum: „Du verlierst deinen Schmuck, dein Kleid im Herbstwind und stehst fahl. Du bist tot und ich trauere mit dir.“

Sagte der Baum: „Siehe, ich trauere nicht, denn ich lebe. Wenn meine Blätter in die Wege geweht sind, muß ich meine inneren Kräfte ergänzen und sammeln.“

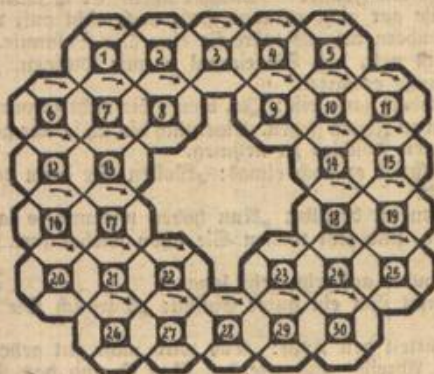
Sprach der Mensch: „Wie gleicht ihr windumwehten bunten Bäume doch uns Menschen; auch wir müssen alles abstreifen, um einmal recht tief nach innen bilden zu können.“

Sagte der Baum: „Bruder Mensch — —“

Und ein großes, falbes Blatt aus der Krone des Baumes fiel herab und berührte des Dichters Stirne wie segnend.

Hans Horskman.

Waben-Mosaikrätsel.



Die Wörter beginnen beim Pfeil und gehen in Uhrzeigerichtung rings um das schwarze Feld.

Bedeutung der Wörter:

1. Inneres Organ. 2. Weiblicher Vorname. 3. Blutgefäß. 4. Gesangsstück. 5. Astrolog Wallensteins. 6. Stadt in England (Schulen). 7. Überbleibsel. 8. Teil des Rades. 9. Märchenwesen. 10. Zahlwort. 11. Nebenfluß der Donau. 12. Kartenblatt. 13. Küchengerät. 14. Verdienst. 15. Fluß in Mittelitalien. 16. Mönchname. 17. Stadt in Holland. 18. Wichtiges Lebensorgan. 19. Musikzeichen. 20. Insekt. 21. Männlicher Vorname. 22. Haustier. 23. Begrenzung. 24. Stadt in Lettland. 25. Weiblicher Kurzname. 26. Obdach. 27. Von Feuchtigkeit durchdrungen. 28. Vorname einer bekannten Filmdiva. 29. Harte Frucht. 30. Farbton.

Auflösung des Kreuzworträtsels mit Diamant in Nummer 252: Waagerecht: 1. Reise. 5. Alpen. 6. Riß. 7. Eta. 9. Tran. 11. Eros. 14. Rot. 15. Ate. 16. Esi. 18. Ref. 19. Reni. 21. Aare. 22. Kut. 24. Rad. 25. Nobel. 28. Irene. — Senkrecht: 1. Rain. 2. Elf. 3. See. 4. Ente. 6. Rat. 8. Ara. 9. Trier. 10. Rolle. 12. Otter. 13. Senje. 17. Inn. 18. Rad. 20. Juni. 21. Kale. 23. Tor. 24. Reni. — Diamant: Senkrecht und waagerecht gleich: lautend: 1. D. 2. Ger. 3. Geina. 4. Dentist. 5. Ruine. 6. Ase. 7. I.